Was die Nacht verbarg.

Roman von E. P. Oppenheim.

(5. Fortsetzung.)

Hollfelder mußte lächeln. „Ich glaube nicht. Ich verkehre mit ihm schon seit einigen Jahren, und für eine so lange Zeit würde es ihm schwerlich gelungen sein, die Maske des friedfertigen Bürgers festzuhalten, wenn sich hinter ihr ein gefährlicher Feind der Gesellschaft versteckte. In einer Zeit, wo sich sozusagen alles in der breitesten Oeffentlichkeit abspielt und wo namentlich den Luchsaugen der Presse kaum noch die allerintimsten Dinge entgehen, sind derartige Maskeraden kaum länger als für wenige Tage oder Wochen durchzuführen."

Margot, die der Unterhaltung bisher anscheinend nicht das geringste Interesse geschenkt hatte, wandte sich plötzlich nach dem Sprechenden um. „Auch Sie gehören ja dieser ‚luchsäugigen Presse' an, Herr Hollfelder?" fragte sie mit einem Lächeln, das aber doch über den Ernst ihrer Worte nicht ganz hinwegzutäuschen vermochte. — „Da solltest Du doch auf Deiner Hut sein, Hermine! Möglicherweise könnte Herr Hollfelder, ehe wir uns dessen versehen, auch uns unsere allerintimsten Geheimnisse entlockt haben."

„O, ich fühle mich ganz sicher", gab die Komtesse heiter zurück. „Die einzigen Dinge, die ich als Geheimniß hüte, sind mein Alter und die Adresse meines Schneiders. Die aber werde ich mir sicherlich weder mit List noch mit Gewalt entreißen lassen."

„Und Sie, Fräulein v. Wehringen?" fragte Heinz, dem jungen Mädchen tief in die schönen Augen blickend.

„Ich? — Nun, es giebt in meinem Leben so mancherlei, das ich gern für mich behalten und worüber ich mit niemand sprechen möchte."

„Und doch begeben wir oft eine schwere Sünde gegen uns selbst, indem wir uns die Wohlthat der erleichternden Mittheilung versagen, obwohl ein mitfühlendes Herz bereit wäre, unsere Sorgen zu theilen und unsere Kümmernisse mit uns zu tragen."

Sie hatte nicht im Zweifel sein können, wie seine Worte gemeint waren, und es entging ihm nicht, daß ihre Wangen sich für einen Moment höher färbten.

„Ein mitfühlendes Herz!" wiederholte sie halblaut. „Ach, wann sind wir denn dessen sicher?"

„Ich glaube an das Vorhandensein einer inneren Stimme, Fräulein v. Wehringen, die uns in solchem Fall kaum je belügt. Mich wenigstens hat sie meines Wissens noch nie betrogen."

„Mich aber hat das Leben leider gelehrt, mißtrauisch zu sein — auch gegen die Stimmen in meinem eigenen Herzen."

„Immer?" fragte er mit tiefer Bedeutung.

Margot wandte wie in Verwirrung den Kopf. „Ich weiß nicht — und es sind ja auch, wie ich denke, nur ganz allgemeine Betrachtungen, die wir da anstellen. — Klopfte es nicht eben an die Logenthür?"

Auch Hollfelder hatte das Klopfen vernommen, und ärgerlich über die unwillkommene Unterbrechung stand er auf, um zu öffnen. Es verbesserte seine Laune durchaus nicht, als er Dombrowski vor sich sah, und er war sehr geneigt, ihn in der Stille seines Herzens einen zudringlichen Menschen zu nennen, als der Pole, ohne eine Erlaubniß dazu zu erbitten, an ihm vorbei in die Loge trat, um sich sogleich mit höflicher Verbeugung an die Komtesse zu wenden.

„Darf ich hoffen, daß gnädigste Gräfin sich meiner noch erinnern?" fragte er. „Es war in Ostende, wo mir die Ehre zu theil wurde, Ihnen vorgestellt zu werden."

Die Komtesse reichte ihm die juwelengeschmückte Hand, die er ehrerbietig an seine Lippen führte. „Gewiß, ich sprach bereits zu Herrn Hollfelder davon, denn trotz meiner schlechten Augen hatte ich Sie wiedererkannt. — Wollen Sie uns ein wenig Gesellschaft leisten?"

Dombrowski verbeugte sich dankend. „Wenn Komtesse gestatten. — Aber darf ich vielleicht bitten, mich dem nädigen Fräulein vorzustellen? Ich hatte seinerzeit nicht den Vorzug.""

„O, entschuldigen Sie! — Herr Doktor Dombrowski — meine liebe Freundin und aufopfernde Begleiterin Fräulein v. Wehringen!"

Margot erwiderte die artige Verneigung des Polen nur mit einem leichten Neigen des schönen Hauptes und hielt es nicht für nothwendig, ein Wort zu sprechen. Ihre Aufmerksamkeit war ersichtlich schon wieder ganz den Vorgängen auf der Szene zugewendet, und Dombrowski konnte es ihr den Umständen nach nicht als eine Unhöflichkeit auslegen, daß sie ihm halb den Rücken kehrte. Nichtsdestoweniger rückte er einen der freien Stühle ganz nahe zu ihrem Sitz, und als er jetzt mit seiner leisen, ruhigen Stimme, die trotzdem auch während der rauschendsten Musik deutlich verständlich blieb, über das Ballett zu sprechen begann, schienen seine Worte viel mehr für Margot als für die Komtesse bestimmt.

Es war ganz und gar nichts Außergewöhnliches in dem, was er sagte, und Hollfelder, der sich mit wachsendem Unbehagen durch diesen Polen mehr und mehr aus der Unterhaltung ausgeschaltet fühlte, hieß sich selbst einen Narren, weil er die Empfindung nicht los werden konnte, daß sich hinter diesen scheinbar gleichgültigen und inhaltlosen Phrasen irgend eine versteckte Absicht verberge, deren Natur er nicht zu ergründen vermochte. Ein paar Mal hatte er wohl den Versuch gemacht, sich an dem Gespräch zu betheiligen, aber nur die Komtesse hatte ihm in ihrer liebenswürdigen Art auf seine Bemerkungen geantwortet. Margot hüllte sich hartnäckig in dasselbe eisige Schweigen, hinter das sie sich bei dem Eintritt des Polen verschanzt hatte, und Dombrowski schien die Aeußerungen seines Clubgenossen vollständig zu überhören.

So verstummte denn auch Hollfelder endlich ganz, aber er sehnte mit steigender Ungeduld das Ende der Vorstellung herbei. Jene Nervosität, von der er sich seit seiner unverhofften Wiederbegegnung mit Margot fast ganz frei gefühlt hatte, gewann aufs neue ihre quälende Herrschaft über ihn, und er empfand die Gesellschaft Dombrowskis mehr und mehr wie eine kaum noch zu ertragende körperliche Pein. Die lärmende Musik, die blendende Lichtfülle auf der Bühne, die schwüle, aus allen erdenklichen Gerüchen zusammengesetzte Atmosphäre — alles trug dazu bei, seine Unruhe und sein Mißbehagen zu vermehren. In einem ähnlichen Zustande hatte er sich oft als Knabe unmittelbar vor dem Ausbruch eines schweren Gewitters befunden, und er glaubte auch jetzt etwas von einer hochgradigen elektrischen Spannung zu spüren, der mit der Gewalt einer Katastrophe die Entladung folgen müsse.

Aber es geschah nichts, das auch nur entfernt einer solchen Katastrophe ähnlich gesehen hätte. Die lang ausgedehnte Vorstellung ging zu Ende, und die Komtesse versicherte beim letzten Fallen des Vorhangs, daß sie sich vortrefflich unterhalten habe. Der Logendiener brachte die Shawls und Abendmäntel der Damen, und Dombrowski, der sonst jederzeit eine fast unnatürliche Gleichgültigkeit gegen das schöne Geschlecht bekundet hatte, legte die größte Geschäftigkeit an den Tag, um Margot allerlei kleine, ohne Wort und Dank entgegengenommene Ritterdienste zu erweisen.

Hollfelder reichte der Komtesse den Arm, um sie hinunterzuführen. Da kam ihm plötzlich ein verwegener Gedanke. „Werden Komtesse mich für sehr unbescheiden halten", fragte er, „wenn ich um die Erlaubniß bitte, den Damen zu einer Ihnen genehmen Zeit meine Aufwartung zu machen? Ich hätte so gerne eine für mich sehr wichtige Angelegenheit mit Fräulein v. Wehringen besprochen."

„Aber natürlich", lautete die liebenswürdige Antwort. „Es sei Ihnen mit Vergnügen gestattet, vorausgesetzt, daß Sie mit der sehr bescheidenen Gastfreundschaft vorlieb nehmen wollen, die wir hier in einer beschränkten Miethwohnung zu erweisen vermögen. Wir wohnen Pariserstraße 71 — wenn ich recht berichtet bin, in Ihrer nächsten Nachbarschaft."

Hollfelder zerbrach sich nicht lange den Kopf darüber, auf welche Art sie zu der Kenntniß seiner Adresse gelangt sein könnte. Er war glücklich über die erhaltene Erlaubniß, die ersichtlich nicht ungern ertheilt worden war.

„Wenn es übrigens Ihre Absicht ist", fuhr die Komtesse fort, „sich nach Hause zu begeben, was man bei einem jungen Manne ja niemals mit Bestimmtheit voraussetzen kann, so darf ich Ihnen vielleicht einen Platz in der Droschke anbieten, die wir für die Heimfahrt bestellt haben. Es sind ja nur wenige Schritte von unserer Wohnung bis zu der Ihrigen."

Er zögerte selbstverständlich nicht, die Einladung anzunehmen, aber als die Komtesse in diesem Augenblick die Stimme Dombrowskis dicht hinter sich vernahm, flüsterte sie ihrem Begleiter zu: „Nennen Sie, bitte, dem Kutscher das Ziel unserer Fahrt nicht zu laut. Wir sind im großen und ganzen so wenig auf Empfang von Besuchen eingerichtet, daß ich Fernerstehende nicht gern über unsere Wohnung unterrichtet sehen möchte."

Hollfelder that nach ihrem Wunsch, und er konnte sicher sein, daß Dombrowski die Adresse nicht gehört habe. Etwas wie ein leises Gefühl der Genugthuung mochte wohl aus seinen Worten klingen, als er sich, nachdem er den Damen beim Einsteigen behilflich gewesen war, abschiednehmend an den neben dem Droschkenschlag stehenden Polen wandte: „Adieu, Herr Doktor! Vielleicht sehen wir uns später noch im Club?"

„Vielleicht!" erwiderte Dombrowski, verneigte sich noch einmal gegen das Innere des Wagens hin und war gleich darauf in der Dunkelheit verschwunden.

Während der Fahrt war es fast ausschließlich die Gräfin, die mit großer Lebhaftigkeit die Kosten der Unterhaltung bestritt. Als die Droschke vor dem bezeichneten Hause in der Pariser Straße hielt, sagte sie in einem Ton, der an der Aufrichtigkeit ihrer Worte keinen Zweifel ließ. „Sie würden mir eine Freude machen, Herr Hollfelder, wenn Sie noch ein Glas Thee mit uns nähmen."

Margot sagte nichts.

Der junge Schriftsteller aber folgte, ganz von einer freudigen Empfindung erfüllt, den beiden Damen ins Haus.

Zehntes Kapitel.

Ein Mädchen in kleidsamer Zofentracht öffnete ihnen die Wohnungstür. Sie schien etwas verwundert über den späten Besuch, und Heinz lächelte ein wenig, als er bemerkte, wie kritisch sie ihn musterte.

Jedenfalls fiel die Prüfung nicht zu seinen Ungunsten aus, denn das Mädchen beeilte sich, ihm Hut und Stock abzunehmen. Dann öffnete sie eine Thür, und dicht hinter den Damen trat Heinz über die Schwelle.

Als er sich in dem Gemach umsah, fühlte er sich merkwürdig enttäuscht. Er war voller Erwartung gewesen, in welcher Umgebung die beiden eigenartigen Frauen leben mochten; diese nichtssagenden, recht gewöhnlichen und unmodernen Salonmöbel aber, deren Geschmacklosigkeit sein künstlerisches Gefühl beleidigte, schienen ihm viel mehr in die Wohnung einer Zimmervermietherin als hierher zu passen. Er athmete förmlich erleichtert auf, als er wenigstens einige vortreffliche Bilder an den Wänden gewahrte, und als sein instinktives Suchen nach gehäkelten Decken und ähnlichen Zierarten ohne Erfolg blieb.

Die Komtesse schien seine Gedanken zu errathend, denn gleichsam entschuldigend sagte sie: „Wir haben die Wohnung möblirt gemiethet, und wir mußten noch froh sein, wenigstens eine abgeschlossene Etage zu erhalten. — Liebe Margot, willst Du den Thee bereiten? Ich bin in zehn Minuten wieder bei Euch."

Sie nickte Hollfelder lächelnd zu und ging hinaus.

Margot trat an die Theemaschine und entzündete das Spiritusflämmchen unter der Kasserolle. „Darf ich Ihnen eine Cigarrette anbieten?" fragte sie Heinz, ohne ihn anzusehen. „Oder wünschen Sie vielleicht einen Kognak?"

„Ich danke sehr", erwiderte er. Seine Stimme hatte jetzt einen festen, bestimmten Klang. „Aber ich bitte Sie, mir einige Fragen zu beantworten."

Nachdem sie sich überzeugt hatte, daß genügend Wasser für den Thee in der Maschine war, wandte sie sich und sah ihn an — mit einem großen, festen Blick, sich mit den Händen auf den Rand des Tisches stützend. Das gedämpfte Licht der mit rother Seide verhangenen Lampe gab der Haut ihres schönen Gesichts einen wunderbar warmen Farbenton, ihre herrliche Gestalt kam in dem anschließenden Promenadenkleid voll zur Geltung.

Seine Hände zitterten — so, wie sie jetzt vor ihm stand, hatte er sie in jener Nacht in seinem Zimmer gesehen.

„Zunächst", sagte sie langsam, „möchte ich selbst eine Frage stellen. Warum thaten Sie das?"

„Was?" fragte er verständnißlos.

Sie machte eine ungeduldige Bewegung. „Warum erwähnten Sie in Ihrer Aussage nichts von mir?"

„Ich weiß es nicht."

„Sie haben sich damit in eine bedenkliche Lage gebracht. Ihr Verschweigen eines so wichtigen Umstandes kann Ihnen, wenn es bekannt wird, ernste Unannehmlichkeiten zuziehen. Sie haben sich dieser Gefahr ausgesetzt — offenbar nur, um mich zu schützen. Warum das?"

„Vielleicht nur, weil ich ein Narr war", sagte er hart.

Sie schüttelte den Kopf. „Nicht doch! — Das war nicht der Grund."

Er trat ein paar Schritte auf sie zu. „Ich that es, weil ich so schwach bin wie andere Männer auch", sagte er. „Soll ich es Ihnen noch einmal in dürren Worten sagen, was Sie doch schon wissen? — Ich that es, weil ich nicht wollte, daß jemand erfuhr, Sie seien in jener Nacht in Otto Martens' Wohnung gewesen. Weil ich Sie vor allen peinigenden und demüthigenden Fragen schützen wollte und vor dem Gerede der Leute. Sind Sie jetzt zufrieden."

„Es war sehr, sehr großmüthig von Ihnen", sagte sie weich. „Ich bin Ihnen vielen Dank schuldig."

Er wehrte entschieden ab. „Ich habe es nicht gethan, um Dank zu ernten", sagte er. „Das einzige, das ich dafür begehre, ist die Ueberzeugung, daß ich recht gehandelt habe. Ich wünsche jetzt zu wissen, was Sie zur Nachtzeit allein in der Wohnung eines solchen Mannes wollten, in einer Wohnung, zu der Sie sich nur mit einem gestohlenen Schlüssel Zutritt verschaffen konnten. Ich wünsche ferner zu erfahren, was Sie über seinen Tod wissen."

„Ist das alles?" fragte sie.

„Ist es nicht genug? — Die beiden Fragen genügten jedenfalls, mich halb um den Verstand zu bringen. Sie wissen nicht, in welchen Zustand mich diese unglückselige Nacht gebracht hat."

„Sie haben ein Recht, die Fragen zu stellen", sagte sie leise, „und ich habe kein Recht, die Antwort darauf zu verweigern."

„Nein!" bestätigte er kurz und rauh.

Nachdenklich sah sie ihn an, und ihre Augen spiegelten die Reflexe des zuckenden kleinen Flämmchens unter dem Theekessel, in dem das Wasser zu sumemn begann.

„Ich kann nicht", sagte sie plötzlich. „Ich kann Ihnen nichts sagen."

Einen Athemzug lang starrte er sie sprachlos an. Der Ton ihrer Worte hatte ihm deutlicher gesagt, als die Worte selbst, daß er nichts, nichts von ihr erfahren würde. Das hatte ihn getroffen wie ein Schlag. Plötzlich lachte er auf, so wild und krampfhaft, daß zum ersten Male ein Ausdruck von Furcht in ihre Augen kam.

„Ich bitte Sie", bat sie leise und streckte unwillkürlich die Hand gegen ihn aus, „seinen Sie nicht so zornig!"

Aber seine Nerven versagten. Er war außer sich. „Nicht zornig — nein! Nicht darüber, daß mich diese entsetzliche Nacht Jahre meines Lebens kostet, vielleicht überhaupt mein Leben. Ja, mein Leben! Denn ich habe ein Gefühl jetzt, diese ganzen Tage hindurch, daß ich unfähig geworden bin, klar und logisch zu denken, daß ich nicht mehr werde arbeiten können, nichts mehr schaffen. Das ist gleichbedeutend für mich mit dem Verlust meines Lebens überhaupt. Und all das, weil ich mir den Fluch dieser Lüge aufladen mußte — Ihretwegen. Es ist —"

Er schlug die Hände vor das Gesicht, und wie im Fieber schüttelte es seinen Körper.

Der Ausdruck ihrer Züge wurde hart. „Sie haben es um meinetwillen gethan, und ich bin Ihnen dankbar dafür — ich habe es keinen Augenblick abgeleugnet. Aber ich habe Sie doch nicht darum gebeten, zu schweigen. Wenn Sie es bereuen, so machen Sie es doch wieder gut und reden Sie. Ich habe es von vornherein nicht anders erwarten können, als daß meine Anwesenheit in Martens' Wohnung zur Sprache kommen würde. Und ich werde die Folge zu tragen wissen."

Er ließ die Hände sinken und machte eine heftige Bewegung. „Sie wissen recht gut, daß ich es nicht kann", stieß er hervor. „Jetzt so wenig wie in der Nacht, als ich Martens fand." Er suchte sich zu beherrschen. „Ich will Ihnen ja keine Vorwürfe machen. Wenn ich es gethan habe, müssen Sie es meiner trostlosen Stimmung zu Gute halten. Nur das eine müssen Sie —"

Sie schien willens, ihn zu unterbrechen, aber er sprach rasch und rücksichtslos weiter.

„Nur das eine müssen Sie mir beantworten. Ob das, was Sie zu diesem Martens führte, in irgend einem Zusammenhang mit seinem Tod steht. Ob Sie etwas von seinem Tod, von dem, der seinen Tod herbeiführte, wissen."

Sie preßte die Hände auf die Brust. Ihr Gesicht zeigte einen gequälten, müden Ausdruck. Er wartete geduldig, bis sie sprechen würde, und sie sagte denn auch endlich zögernd und widerstrebend: „Ihre erste Frage kann ich nicht beantworten, weil ich nicht weiß, weshalb Martens ermordet worden ist. Genügt Ihnen das als Beantwortung auch der zweiten Frage?"

Er athmete tief und erleichtert auf. Aber noch einmal fragte er eindringlich: „Sie wußten nicht, daß Martens eine Gefahr drohte? Sie hatten keine Kenntniß davon, daß er —"

„Nein! Ich glaube, daß Martens sein schreckliches Schicksal nicht unverschuldet getroffen hat; aber wenn ich gewußt hätte, was ihn erwartete, hätte ich ihn zu schützen gesucht. Bitte — nun quälen Sie mich nicht mehr!"

„Aber weshalb konnten Sie mir das nicht eher sagen? Nur darum habe ich Sie doch befragt!"

Sie schüttelte den Kopf. „Nein — Sie befragten mich um andere Dinge. Aber nachdem ich Ihnen so viel gesagt habe, will ich noch weiter gehen, will ich Ihnen ein Geständniß machen. Ich weiß nicht, weshalb Martens ermordet wurde; aber ich wüßte doch ein Motiv für diesen Mord. Ich bin in seiner Wohnung gewesen, um zu — stehlen. Ja, zu stehlen! Und das, was ich mir nehmen wollte, kann wohl auch einen anderen gereizt haben, ist es doch vielleicht — vielleicht die Veranlassung zu der schrecklichen That gewesen. Das ist alles, was ich Ihnen sagen kann."

Er trat dicht an sie heran. „Wissen Sie, was es bedeutet, was Sie da gesagt haben? Was sind Sie? Wer sind Sie?"

Margot zuckte die Achseln. Jetzt, nachdem sie gesprochen hatte, vermochte sie sogar zu lächeln. „Das wußten Sie ja schon, ehe Sie mich wiedergesehen hatten", sagte sie. Mit einem leichten Anflug von Bitterkeit fügte sie noch hinzu: „Ich ahnte nicht, daß man im Hause meines Stiefvaters noch Photographien von mir aufbewahrt."

„Ich weiß nichts weiter, als daß Sie die Stieftochter des Oberstlieutenants Arnstorf sind und den Namen Ihrer Mutter führen", entgegnete Hollfelder. „Mehr hat mir Ihr Vater nicht anvertraut, und ich durfte nicht weiter fragen, so gern ich es auch gethan hätte. Ich weiß nicht, wie Sie in die Gesellschaft der — der Dame kommen, mit der ich Sie getroffen habe, weiß nicht, was Sie hier in Berlin suchen."

„Ich meine, auch davon wüßten Sie etwas", erwiderte sie und trat an den Theekessel, in dem das Wasser kochte.

Er folgte ihr mit den Augen. „Wie schön sie ist!" dachte er, und halblaut kam es ihm von den Lippen: „Ich bin ein Narr!"

Sie wandte sich um und sah ihn an. „Wie meinen Sie?" fragte sie verwundert.

„Ich meine, daß Sie mich nicht an Sie glauben lassen wollen."

„Weshalb wollen Sie das denn?" fragte sie rasch. Gleich darauf aber biß sie sich auf die Lippen, als bereute sie, daß ihr die Worte entfahren waren.

Er war mit der Antwort rasch bei der Hand. „Ich kann Ihnen nicht sagen, warum ich es will", sagte er. „Sicher ist jedenfalls, daß es mir meine Ruhe zurückgeben würde, könnte ich uneingeschränkt an Sie glauben." Er sah sie an, und es brannte ein wildes Feuer in seinen Augen. „Die Nacht war entsetzlich! Ich glaube, ganz werde ich das nie verwinden!"

„Sie werden es verwinden. Es muß für Sie entsetzlich gewesen sein — das gebe ich zu. In jener Nacht muß ich Ihnen wie ein böser Geist erschienen sein."

„Für mich sind Sie immer noch so etwas wie ein böser Geist."

„Ah!"

„Ich weiß nicht, was Ihnen diese Macht über mich giebt. Sie sagen, daß Sie mir dankbar sind; aber Sie lohnen mir nicht gut, was ich gethan habe. Sie glauben mich auf Armlänge von sich halten zu können, sagen mir so wenig als möglich, so gut wie nichts. Aber ich weiß doch nicht, ob ich mich so ganz willenlos darein ergeben werde."

Sie antwortete nichts. Aber sie beobachtete ihn sorgfältig, denn das gefährliche Feuer war noch immer in seinen Augen.

„Sie haben mir nichts von dem gesagt, was ich zu wissen begehre", fuhr er fort. „Ich frage noch einmal: Wer sind Sie? Was thun Sie hier in Berlin?"

Sie spielte mit ihren Ringen und gab keine Antwort.

Er sah auf ihre Hände. „Sie sind reich!" sagte er plötzlich.

Sie sah erstaunt auf. „Wie kommen Sie darauf? Ich bin durchaus nicht reich."

„Das Leben, das Sie führen —"

„Sie vergessen, daß ich eigentlich eine Art Gesellschaftsdame der Gräfin Waldendorff bin."

Er erinnerte sich der Adresse auf dem Brief, den er Margot ausgehändigt hatte. „Die Gräfin Waldendorff — ist das die Dame —"

„Mit der wir den Abend zusammen sind. Im übrigen — es ist doch ganz gleichgültig, ob ich arm oder reich bin. Wie ich auch leben mag; es kümmert keinen Menschen."

„Sie sind aber nicht für eine abhängige Stellung geschaffen."

Sie lachte leise. „In abhängiger Stellung ist jeder Mensch. Nur bildet sich der eine mehr ein als der andere, frei und unabhängig zu sein. Außerdem — ich befinde mich aus freiem Willen in dieser Stellung, Herr Hollfelder."

Sie standen dicht voreinander. Sie schien ruhig und gelassen, aber ihre schmalen, feingeschnittenen Nasenflügel bebten leicht, und ihre Finger zuckten unruhig auf der Tischplatte. Das heiße Feuer in seinen Augen ließ sie erzittern.

„Aus freiem Willen!" wiederholte er. „Ja, man erträgt leicht das Schwerste, wenn man sich nur einzureden vermag, daß man es aus freiem Willen auf sich genommen hat. Ich habe diesen Trost nicht. Was ich gethan habe, that ich unter einem Zwang, der stärker war als mein freier Wille. — Fräulein Margot, es giebt ein besseres Loos —"

„Nicht für mich", unterbrach sie ihn rasch. „Herr Hollfelder, ich bitte Sie inständig, fügen Sie Ihrer ersten großmüthigen That eine zweite hinzu und verlassen Sie mich, ehe die Komtesse zurückkehrt. Vergessen Sie jene Nacht. Erinnern Sie sich nur daran, edel gehandelt zu haben — an nichts anderes."

„Zu spät", erwiderte er. „Ich kann nicht mehr."

„Sie sind ein Mann —"

„Eben weil ich ein Mann bin, und Sie das sind, was Sie sind."

Sie erröthete. „Sie dürfen nicht so reden", sagte sie. „Sie wissen nicht, was Sie sagen — und — wer ich bin! — Still! Ich glaube, ich höre die Komtesse."

Sie schloß halb die Augen und neigte den Kopf lauschend ein wenig vor. Die Lampe streute zitternde Lichter über ihr Haar, und es ging wieder jener feine, süße Blumenduft von ihr aus, der die Sinne so weich und schmeichelnd umfing. Ihre Schönheit, ihre Nähe brachten Heinz halb von Sinnen.

Er riß sie plötzlich in seine Arme, und unsinnige Worte stammelnd, bedeckte er ihr Gesicht mit seinen brennenden Küssen. Als er seinen Mund fest auf ihre weichen Lippen preßte, empfand er beseligt, wie sie den Druck zurückgab, und wie innig sie sich an ihn schmiegte.

Wie lange er sie in seinen Armen gehalten, wußte er nicht. Jedes Gefühl für Zeit und Ort waren ihm verloren gegangen. Er wußte nur, daß sie sich plötzlich, wie aus einem wirren Traum erwachend, von ihm losriß, daß sie aus dem Zimmer flüchtete — und daß an ihrer Stelle die Komtesse Waldendorff vor ihm stand.

Sie lachte leise, als sie in sein verstörtes Antlitz sah. „Sie sind ein bißchen rasch und — gewaltsam in Ihren Liebesgeschichten, Herr Hollfelder. Finden Sie das nicht auch?" meinte sie, und er wurde nicht klug daraus, ob sie scherzte oder unwillig war. „Sehen Sie — und nun hat sie uns allein gelassen."

„Ich war wahnsinnig", murmelte Heinz.

Die Gräfin trat ruhig an die Theemaschine und füllte zwei Gläser. „Nehmen Sie!" bat sie liebenswürdig und reichte ihm das Glas. „Der Thee wird Sie beruhigen. Oder muß auch ich mich vor Ihnen fürchten?"

Er nahm ihre Hand und küßte sie. „Sie sind eine gütige und vortreffliche Fee, gnädige Gräfin", sagte er dankbar.

Sie drohte ihm lächelnd mit dem Finger. „Ich glaube, man muß sich vor Ihnen in acht nehmen", scherzte sie. „Von Margot bekommen Sie nun freilich heute Abend nichts mehr zu sehen. Kommen Sie zu einer besseren Stunde wieder, Herr Hollfelder."

Er verstand den Wink und verabschiedete sich.

(Fortsetzung folgt).

Man glaubt gar nicht, wie entrüstet einer sein kann, wenn man ihm ebenso freimütig antwortet, als er sichs erbat.

* * *

Die Gebrüder Wright haben den Preis ihrer Flugmaschinen auf $7,500 herabgesetzt. Für den Mittelstand immer noch ein bischen teuer.

* * *

Jetzt hat ein Mann der Wissenschaft zwanzig Krankheitskeime in einem $10-Schein entdeckt. Das ändert nichts am Wert.

* * *

Kuba steht jetzt vor einem Defizit von 10 Millionen. Auch die Freude an der Freiheit ist nicht ungemischt.

* * *

Perlen bedeuten Tränen, aber noch öfter gilt das Umgetehrte.

* * *

Halt zu machen war stets leichter für den, der ging, als für den, der lief.

* * *

Die meisten nehmen Macht für Größe.

* * *

Ein Landdistrikt in Colorado sucht eine junge Lehrerin von angenehmem Aeußeren mit erklärter Abneigung gegen die Ehe. Gibt es denn so was?

* * *

Die Torheit des Weisen ist besser als die Weisheit des Toren.

* * *

Wer uns Böses zugefügt hat, vergißt das nie; er verleumdet uns überall zu seiner eigenen Rechtfertigung.

* * *

's ist verschieden: Der eine wird vor der Zeit alt, der andre nach der Zeit jung.

* * *

Manches Mitleid weckte Liebe, manche Liebe starb am Mitleid.

* * *

Der Sultan muß nachgerade wünschen, er befände sich wenigstens so sicher auf einem Dampfer, wie sein Kollege Castro.

* * *

Dies ist der Unterschied: der Ideale bekämpft die Mißbräuche — der Praktische benützt sie.

Pfadfinder.

„Welchen Weg müssen wir nun zurück, rechts oder links?"

Tante Emma: „Rechts ab! An dem Hause dort sind wir vorhin vorbeigekommen!"

„Was, die Häuser sehen alle gleich aus."

Tante Emma: „Das wohl, aber seht doch einmal das Paar graue Strümpfe dort am Fenster an, die sind mit brauner Wolle ganz liederlich gestopft. Die sind mir vorhin schon aufgefallen."